

Der Zeitlose Auftrag : zu Rainer Maria Rilkes Todestag, 29. Dezember 1926

Autor(en): **Bassermann, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 8

PDF erstellt am: **01.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER ZEITLOSE AUFTRAG

Zu Rainer Maria Rilkes Todestag, 29. Dezember 1926

Von Dieter Bassermann

Zum fünfundzwanzigstenmal jährt sich in diesem Jahr der Todestag von R.M. Rilke. — Als er damals starb, hat dieser Tod in der breiteren Öffentlichkeit kein sonderliches Aufsehen erregt. Wohl war er von den Zeitgenossen anerkannt als einer der bedeutenden Dichter jener Tage. Zu einer gewissen Popularität hat es nur der Cornett gebracht; auch das Stundenbuch war wohl in vielen Händen und wurde gelesen. Aber die Neuen Gedichte und der Malte Laurids Brigge waren außerhalb der eigentlich literarischen Kreise kaum wirklich bekannt. Die beiden schmalen Bände der Duineser Elegien und der Sonette an Orpheus, die erst 1923 erschienen waren, hatten eher Befremden als Verständnis gefunden. So waren die wenigen Gedächtnisfeiern für ihn Huldigungen seiner Freunde und Verehrer, an denen die Öffentlichkeit fast keinen Anteil nahm.

Damals wäre wohl kaum jemand ernsthaft auf den Gedanken gekommen, dieser abseitige und radikale Lyriker könne mit seinen Gedichten und Prosaschriften nun noch Auflage nach Auflage erleben. Die größte Ueberraschung war es vielleicht, daß auch die zahlreichen Bände seines Briefwerks so viele Leser fanden, daß immer neue Auflagen und Ausgaben notwendig wurden. Denn diese Briefe sind eine lebenslange unerbittliche Selbstanalyse, die an die unbefangene Aufnahmefähigkeit des Lesers bedeutende Anforderungen stellen. Und doch trugen die Briefe in beispielloser Weise bei, den Ruhm des Dichters immer mehr zu befestigen.

Inzwischen hatte die Wissenschaft sich seiner angenommen; außerdem entstand eine journalistische und Memoiren-Literatur in zahllosen Schriften, die oft die billigste Sensation streiften und Rilke zeitweise zum beliebten Modeobjekt für Zeitungen und Journale machten. Aber die Mode blieb nicht auf die Salons und die Kaffeehäuser beschränkt, sie drang bis in die Hörsäle und Seminarien

der Universitäten ein. Dabei ist die Rilke-Literatur — und nicht nur in Deutschland, sondern in allen europäischen, amerikanischen und in asiatischen Sprachen — in einem Maß angewachsen, daß große Sammlungen dieses Materials sich auf sechs- bis siebentausend Nummern belaufen können, ohne dabei Anspruch auf lückenlose Vollständigkeit zu machen.

Das Eigenartige an der wissenschaftlichen Diskussion — zumal in Deutschland, aber teilweise auch in England — ist, daß eine große Zahl vor allem der ernst zu nehmenden Gelehrten, die ihm Untersuchungen und Deutungen gewidmet haben, kritisch, mitunter sogar polemisch gegen den Dichter und die Gehalte seiner Dichtungen eingestellt sind. Der Ruhm als Dichter, als Verse- und Wortkünstler wird ihm dabei fast nie bestritten. Aber die metaphysischen Deutungen der Gedichte, um die es sich in der überwiegenden Zahl handelt, führen zu weltanschaulichen Auseinandersetzungen, bei denen Rilke «Irrlehren», «fallacys», nachgewiesen werden, «rührende Hüllosigkeit» gegenüber den Anforderungen der Zeit, «poetologische Ideen», gleichsam eine Aesthetik der menschlichen Existenz, der Versuch einer Erlösung des Künstlers durch die Kunst im autonomen Bereich der Schönheit — und was dergleichen entwertende Urteile mehr sind. Derartige Ausführungen waren mitunter so kategorisch apodiktisch, daß es öfter den Anschein hatte, als könne die Diskussion über das Thema Rilke nun geschlossen werden. Merkwürdig war bei diesem Vorgang vor allem, daß die Gegenseite, die den Dichter gegen solche Angriffe verteidigt hätte, kaum nennenswert hervortrat; trotzdem erweckten die beschwörenden Gesten der kritischen Besprecher gelegentlich den Eindruck, als sei der Name Rilke das Schibboleth in weltanschaulichen Auseinandersetzungen und als werde in eifernden Konventionen ein Kult mit ihm getrieben.

Das war — vielleicht mit Ausnahme von ein paar verspäteten Wandervogelgruppen vor vielen Jahren — niemals der Fall; aber das merkwürdige Phänomen blieb alle die Jahre hindurch bestehen, daß Rilke immer wieder in den Mittelpunkt der Diskussion geriet; und es waren nie und sind auch heute nicht die Schlechtesten jeder Generation, die sich gedrungen fühlen, sich jeweils neu mit ihm auseinanderzusetzen.

Ein Vierteljahrhundert des über die Welt hingehenden Unheils hat es nicht vermocht, diese sonderbare Aktualität des scheinbar so abseitigen und unzeitgemäßen, dieses reinen Lyrikers zu überholen. Im Werk dieses ganz seiner Kunst ergebenen Dichters und in den Briefen, die es umlagern, wie das Erdreich aus dem diese Dichtung hervorwuchs, muß ein Element inkarniert sein, dem der so viel-

mal schon Totgesagte und überholt Gemeinte das eigentümliche Ueberdauern in unserer Zeit verdankt, die sonst doch auf allen Gebieten und auch in der Dichtung dem immer Neuesten mit besonders offener Empfänglichkeit begegnet.

Rilke hat selbst im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs sich einmal die Frage gestellt, ob sein Werk in der Zeit, in die es geraten war, würde bestehen können. Es war ihm unabweisbar geworden, daß in dem heillosen Abbruch des Früheren, der sich in dem hereingebrochenen Weltgeschehen manifestierte, das Weltbild, das äußere sowohl wie das innere, sich von Grund auf geändert habe. Damals (3. Juli 1918) schrieb er an seinen Verleger: «Je länger die wirrsälige Unterbrechung dauert, desto mehr sehe ich meine Aufgabe darin, das Gewesene fortzusetzen in reinster Unbeirrtheit und unerschöpflichem Erinnern; mögen die Bedingungen, aus denen ich mich gebildet habe, immerhin abgelaufen sein, ich meine ihren Auftrag so zeitlos verstanden zu haben, daß ich ihn auch jetzt noch als unverbrüchlich und endgültig betrachten kann.» — Welches ist dieser zeitlose Auftrag gewesen, dessen er sich noch in der Zeit der Verstörung, die der Krieg für ihn war, so bewußt gewesen ist, und der auch in unseren Tagen — so scheint es — noch für viele erregend hörbar ist?

Er war noch ein ganz junger Mensch (1899), als er einmal in sein Tagebuch notierte: «Besitz ist Armut und Angst; Besessenhaben allein ist unbesorgter Besitz . . . Das Vergessen als Trost und Traum zu hegen, ist eine Art Ermüdung und Lebensverleugnung. Was ich vergessen kann, habe ich nie gelebt. Was ich aber erlebe, will ich zu eigen behalten . . . Mein Glück ist mein Gold — und wer ist so reich, daß er sein Unglück vergessen dürfte?» — Was er damals, um die Jahrhundertwende so aufgeschrieben hatte, war noch jahrelang ohne die echte Verbindlichkeit für ihn geblieben. Aber es war etwas, wie das Vorahnen des Aufbruchs aus der bürgerlichen Geborgenheit, hinaus in die Preisgegebenheit an die ganze Gefährdung des Lebensgeschehens, auf die Gefahr jeden Verlustes, in dem ein Reichtum als ein innerster Kern nur darin bestand, das Verlorene nicht zu vergessen. Das hatte er nicht griffbereit als Haltung irgendwoher überkommen, er hat es schon damals offenbar unmittelbar aus dem Erleben genommen.

Zwanzig Jahre später — er hatte inzwischen persönlich, in der eigenen Umwelt zeitweise vollkommen Schiffbruch gelitten; dann war der Krieg, den er als fürchterliche Heimsuchung erlebt und nur wie mit angehaltenem Atem überstanden hat, irre geworden an der Welt, zeitweise irre geworden an sich selbst; dann — 1919 —, als er wieder etwas zu Atem gekommen war, als er wieder zu sich

und zu seinem Eigenen gefunden hatte, hat er nach langem Verstummen ein paar erste Verse geschrieben.

Hier sei uns alles Heimat: auch die Not.
Wer wagt, was uns geschieht, zu unterscheiden?
Vielleicht macht uns das Leiden leidend leiden,
und wenn wir wegschaun, schützt uns, was uns droht.

Das ist eine Lebenskurve von immanenter Zielgerichtetheit, wenn der Weg auch durch viel Zickzack gegangen war, über Untiefen, durch Abgründe und mit vielem Auf-der-Stelle-Treten. Durch das Dunkel der Not und das Flackern der Verzweiflung hatte er schließlich zu einem Hang gefunden, auf dem er fußen konnte. Es war wie das Wandern nach einem Stern, der unbewußt seinem Innern eingezeichnet war, der den immer Unzeitgemäßen die rechte Richtung hat halten lassen.

Seinerzeit hatte er an Kippenberg geschrieben: «Was ich wahrnehme ist immer noch der heillose Abbruch des Früheren, an dem ich auf meine Weise um so tiefer beteiligt war, als es für mich in die offenste Zukunft übergang.» — Inzwischen war in ihm die Gewißheit gewachsen, daß dieser Abbruch nicht einfach ein Untergang des Früheren und ein Ende sein konnte, daß vielmehr ein neuer Anfang damit gesetzt war, daß es an ihm lag, sich darin zu bewähren, und die Aufgabe, die er als die seine verstanden hatte, gerade nun fortzusetzen in reinster Unbeirrtheit und unerschöpflichem Erinnern. Die Entschlossenheit, zu der er sich bereit gefunden hatte, war eingegangen als wesentliche Essenz in die neuen Werke vom Februar 1922 und hatte an einer Stelle der Elegien (die damals neu entstanden war) fast sententiös — zuversichtlichen Ausdruck gefunden.

Jede dumpfe Umkehr der Welt hat solche Enterbte,
denen das Frühere nicht und noch nicht das Nächste gehört.
Denn auch das Nächste ist weit für die Menschen. *Uns* soll
dies nicht verwirren. Es stärke in uns die Bewahrung
der noch erkannten Gestalt.

Der heillose Abbruch des Früheren ist darin mit der äußersten Härte bezeichnet und anerkannt. Er ist sich bewußt, daß er in der dumpfen Umkehr der Welt zu jenen Enterbten gehört, denen das Frühere nicht mehr gehört und noch nicht das Nächste. Was immer dabei, vom unabsehbaren Untergang bedroht, zu seinem Ende kommen mochte — es mußte ein Nächstes sein, das dennoch bevorstand, wenn sich auch nicht erkennen ließ, wie es beschaffen sein würde. — Aber das Leben hatte ihn gelehrt, daß «man nie näher an einer Wendung (ist), als wenn sich das Dasein bis ins Kleinste und Täglichs-

für unerträglich ausgibt» (26. Januar 1922), «daß nach dieser Pein, in die die ganze Welt eingegangen und einbezogen ist, ein anderes (vielleicht nicht sofort leichteres), aber jedenfalls ein *anderes* folgen muß, das schon durch sein Anderssein erträglicher und leistbarer sich herausstellen dürfte» (25. Januar 1926). — Dieses Wissen war ihm so tief, so leidend eingepägt, daß es sein ganzes Wesen durchdrungen hatte. Aus dieser wahrhaft geleisteten Geduld erwuchs ihm in der Zeit zwischen Abbruch und Anfang — wenn er auch nicht wissen konnte, was das Nächste einmal sein würde, das noch weit war — die Zuversicht: «*Uns* soll dies nicht verwirren. Es stärke in uns die Bewahrung der noch erkannten Gestalt.»

Mit dieser kühnen, sachlichen, beinahe nüchternen Wendung zur Selbstbesinnung brach er heraus aus der Beklagung des unbegreiflichen Schicksals, in dem die Welt zur Unkenntlichkeit verändert und entstellt war. Denn das Geschehen, das unaufhaltbar über sie hingegangen war, war nicht zu Ende gekommen und unabsehbar, was fürder bevorstand, was in den Umschichtungen und Umformungen, die dem Abbruch folgen mußten, mit Untergang und Vernichtung bedroht war. Alle früheren Sicherheiten waren brüchig geworden, und es war nicht zu vermuten, was dem reißenden Geschehen, das begonnen hatte, würde standhalten können. Eine der drohenden Gefahren ist in den Sonetten beschworen.

Alles Erworbnе bedroht die Maschine, solange
sie sich erdreistet, im Geist, statt im Gehorchen zu sein.

.
Nirgends bleibt sie zurück, daß wir ihr einmal entröhnen,
und sie in stiller Fabrik ölend sich selber gehört.

Sie ist das Leben, sie meint es am besten zu können,
die mit dem gleichen Entschluß ordnet und schafft und zerstört.

Er hat nicht unterschätzt, was sich da angekündigt hatte in der alles bedrohenden Gefährdung (wenn auch damals noch nicht voraussehen gewesen ist, in welchem vollkommenen Ausmaß die entfesselte Maschine zur Zerstörung scheinbar ewiger Werte fähig werden sollte). Nirgends zeichnete sich eine Möglichkeit ab, wie der Menscheng Geist sich fähig machen könnte, die zu ungeheuren Dimensionen und Kraftentladungen anwachsende Technik in sinnvoller Ordnung und in dienendem Gehorsam zu halten. Die dämonische Macht der mechanischen Kraft ist ihre Eigenart, daß sie mit dem gleichen Entschluß ordnet und schafft und zerstört. Wenn dieser Kraft, wie bisher, ungebändigt die Führung überlassen blieb, wenn es ihr gestattet war, ungehemmt *ihr* Geist autonom und anonym auszuwirken, ohne daß ein menschliches Ordnungsprinzip ihr mechanisches Wirken im Gehorsam hielt — dann allerdings war

«der Untergang des Abendlands» wirklich das drohende Gespenst, wie es seinerzeit in gleicher Weise hoffnungslos resigniert und pathetisch verkündet worden war.

Diesem Vorgang von mitreißender Dynamik war ein Widerstand nicht zu leisten durch gefühlsgebundene Identifizierung mit dem Früheren, in der starr gewordenen Eigenform überkommener Vorstellungen und Wertungen, deren Bedingungen offenbar abgelaufen waren. Solches gefühlsmäßige Widerstreben gegen den «Zeitgeist» und den «spannenden Drang, den er aus allem gewinnt», mußte machtlos bleiben gegenüber dem weiterdrängenden Geschehen; es wurde überspült, war nicht ein Fels in der Brandung, daran sie sich brechen mußte, und war kein Mittel, die Richtung der Strömung zu ändern. Der bewegte Lobpreis des Vergangenen und unwiderbringlich Verlorenen führte zur musealen Verewigung ehemals kostbarer Lebenswerte, die in den vom Leben nicht mehr durchpulsten Formen, zeitfern und lebensfremd dem künftigen Leben als fortwirkende Kräfte entwendet waren. Doch war unvordenkbar, wie die vollkommene Umgestaltung des Lebensrhythmus sich auswirken sollte. Der Ernst der absoluten Situation forderte von jedem — gerade auch von jenen «Enterbten», die noch im Vergangenen wurzelnd, auch jetzt dessen Lebenswerten verpflichtet lebten — die Entscheidung.

Seinerzeit, als er den Malte geschrieben hat, Jahre vor Kriegsausbruch, als die Welt und die Menschen in den Formen ihres Lebens noch geborgen schienen, hatte er die Entwurzelung und die Preisgegebenheit seiner selbst als ein unbegreifliches Einzelschicksal erlebt, in dessen Not er die Welt und die Menschen nicht mehr begriff und unendlich mühsam nach einem Weg des Ertragens für das Unertragbare suchte. — Das einzige, was er in jener Zeit hoffnungsloser Vereinzelung glaubte leisten zu können, war die resignierte Selbstbescheidung, mit der er das Requiem auf Kalkreuth schloß: «Wer spricht von Siegen? Ueberstehen ist alles.» — Er konnte keine Vorstellung davon haben, wie paradigmatisch manches von dem war, was er vorahnend vorwegerlebt hatte von dem Unheil, das sich über der Welt zusammenbraute. Als es niederging mit furchtbarer Wucht, hat es mit einem Schlag alle Sicherheiten weggefegt oder mindestens fragwürdig gemacht, nicht mehr nur für den Einzelnen, sondern offensichtlich für alle Welt.

Dieser alles bedrohenden Wirklichkeit gegenüber genügte nun nicht mehr die ganz auf das eigene Einzelschicksal bezogene Resignation: «Ueberstehen ist alles.» Einverwoben in das Allgemeine, teilhabend an allem, was der Zeitgeist vernichtete und was er brachte, fühlte er sich an seinem bescheidenen Teil aufgerufen, mit-

zuwirken an seiner Stelle, nach seiner Art und nach dem Maß seiner Kraft. Jetzt war der Auftrag seiner Aufgabe drängend, die er zeitlos verstanden zu haben meinte.

Das wurde zum Antrieb, der fortan sein Schaffen bestimmte. «Die Tradition — ich meine nicht die oberflächlich-konventionelle —, das wirklich Herkünftige . . . zu erhalten und klug oder blindlings, je nach der Anlage, fortzusetzen, möchte unsere (die wir nun einmal die den Uebergängen Aufgeopferten bleiben werden) entscheidende Aufgabe sein.» (30. März 1923.) — Im Nichtwissenwohin, in der scheinbaren Planlosigkeit, in der das kommende Unkenntliche sich manifestierte, fand er darin den Halt: «Uns soll dies nicht verwirren.» Diese Gelassenheit dem Umsturz und Abbruch gegenüber, in dem er selbst zum Enterbten geworden war, war die Voraussetzung für den Entschluß: «Es stärke in uns die Bewahrung der noch erkannten Gestalt.»

Zwei Jahre zuvor, als er einmal seine Aufgabe prüfte und bedachte, wie sie sich in seinem Werk bisher verwirklicht hatte, hat er sein Nachdenken dahin zusammengefaßt: «Auch noch das Gewesene ist ein Seiendes in der Fülle des Geschehens, wenn man es nicht nach seinem Inhalt auffaßt, sondern nach seiner Intensität.» (Einleitung Lesezirkel Hottingen, 1919.) Er hatte alle Zeit darum gerungen, Wesen und Wert der Dinge sich so leidenschaftlich einzuprägen, daß sie unvergänglich bestanden, und daß sie so in sein Gedicht eingingen. So war es in die Elegien eingegangen: «Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen. Unser Leben geht hin mit Verwandlung. Und immer geringer schwindet das Außen.» — Nicht nach dem Inhalt erfaßt, sondern nach der Intensität und im Innern verwandelt — darin lag die Möglichkeit, die ewigen Werte zu bewahren, die der Abbruch der Zeiten mit Untergang bedrohte.

Dem gleichen Umkreis, dieser gleichen Entscheidung zugehörig ist ein Paralipomenon zu den Orpheus-Sonetten.

Aber, Ihr Freunde, zum Fest laßt uns gedenken der Feste,
wenn uns ein eigenes nicht, mitten im Umzug, gelingt.
Seht, sie meinen auch uns, alle der Villa d'Este
springende Brunnen, wenn auch nicht mehr ein jeglicher springt.
Wir sind die Erben, trotzdem, dieser gesungenen Gärten;
Freunde, o faßt sie im Ernst, diese besitzende Pflicht.
Was uns als Letzten vielleicht glückliche Götter gewährten,
hat keinen ehrlichen Platz im zerstreuten Verzicht.
Keiner der Götter vergeh. Wir brauchen sie alle und jeden

.

Wir sind die Erben, trotzdem . . . trotz dem Innesein, zu den nun einmal den Uebergängen Aufgeopferten zu gehören. — Doch ist dieses

«trotzdem Erbe sein» nicht ein selbstverständlich zufallendes Recht, wie in jenen scheinbar geruhigeren Zeiten der gesicherten Lebensform, als es genügte, was man ererbt, zu erwerben, um es zu besitzen. Mitten im Umzug — in der fürchterlichen Völkerwanderung unserer Tage — ist uns das «Erbe» (das uns als Letzten vielleicht gewährt worden ist) besitzende Pflicht; es liegt darauf die Verpflichtung, das zu bewahren, was mehr als je früher von Untergang und Vergängnis bedroht ist, mit der vollen Verantwortung, daß keiner der Götter vergehe, weil wir alle und jeden brauchen. Ein andermal heißt es im gleichen Umkreis und im gleichen Sinn:

denn wie tief ist uns der Tag der Athener
und der ägyptische Vogel gefügt . . .

Alles das — alle Götter und das, was sie repräsentieren —, alle vergangenen Kulturen und die hohen festlichen Werte, die von ihnen auf uns gekommen sind — alles das ist dem enterbten Erben anvertraut als besitzende Pflicht des Bewahrens und hat keinen ehrlichen Platz im zerstreuten Verzicht.

Denn nicht nur die reiße Zeit bedroht diese ewigen Werte mit Schwund und Vernichtung — die bedrohlichste Gefahr ist das gedankenlose Verzichten im eigenen Zerstreutsein, in der Lässigkeit formloser Lebensform. «Unsere Gastmähler, unsere Bäder» (heißt es an anderer Stelle der Sonette) haben wir von «den großen, niemals verbenden Göttern» «weit fortgerückt» und sind damit «einsamer nun aufeinander ganz angewiesen, ohne einander zu kennen.» Wir haben schon angefangen, auf Unersetzliches zu verzichten, und dem Unkenntlichen gegenüber, das uns bevorsteht, fehlt uns die wissende Haltung. Rilke hat dieses Schicksal der den Uebergängen nun einmal Aufgeopferten schon seit Jahren als das seine erlebt. Im Jahr vor dem Kriegsausbruch (Januar 1913) hat er geschrieben: «Unser ist, den Ausgang nicht zu wissen aus dem drinnen irrlichen Bezirk.» Und auf das höchste Maß gesteigert, hat er das gleiche wieder nach dem Hereinbruch des Krieges erlebt: «Dennoch es heult bei Nacht, wie die Sirenen der Schiffe, in mir das Fragende heult nach dem Weg, dem Weg.» (August 1914.) — Dieses Fragende war ihm zur Natur geworden, war immer wach und kam nicht zur Ruhe — auch jetzt nicht, als er zu der Entscheidung gefunden hatte als dem einzigen Weg, der sich ihm als gangbar erwies: «Uns soll dies nicht verwirren. Es stärke in uns die Bewahrung der noch erkannten Gestalt.»

Der Weg, auf dem es ihn so geführt hat, kam von weit her. Es war um die Jahrhundertwende, als all die Unsicherheiten, die ihm bevorstanden, noch kaum begonnen hatten. Da besann er sich einmal:

Ich habe kein Vaterhaus
und habe auch keines verloren.

.
Und bin doch manch eines Erbe

.
und was sie mir ließen und was ich erwerbe
zum alten Besitz, ist heimatlos.

In meinen Händen, in meinem Schooß
muß ich es halten, bis ich sterbe.

Denn was ich fortstelle
hinein in die Welt,
fällt,

ist wie auf eine Welle
gestellt.

Das war zu Beginn der Unstete, die sich ihm ankündigte, als er noch in der Angst des Besitzes und des Nichtlassenkönnens lebte — und hatte doch keine Stelle, wo er das Eigene in Sicherheit hätte bergen können. — Im Malte war das dann zur Gewißheit geworden: «Die Zeit ist da, wo alles aus den Häusern fortkommt, sie können nichts mehr behalten. Die Gefahr ist sicherer geworden als die Sicherheit.» — Aber bald nachdem er den Malte beendet hatte, schrieb er in einem Brief: «... dazu hänge ich wohl noch zu sehr am Eigentum und kann das maßlose Armsein nicht leisten, so sehr es auch wahrscheinlich meine entscheidende Aufgabe ist.» — Noch war es ein weiter Weg, bis das Erb- und Eigentum den völlig neuen Sinn erwerben konnte, der ihm den Weg freimachte zu der Zuversicht: «Wir sind die Erben, trotzdem...»

In diesem Zusammenhang bekommen die Verszeilen, die er kurz nach dem Krieg geschrieben hat, den ihnen eigenen Sinn: «Hier sei uns alles Heimat: auch die Not.» — Darin kündigt sich an, daß ein langes Bemühen endlich geraten ist, daß er es auf sich genommen hatte, ganz von sich abzusehen, sich klaglos einzufügen, auch noch in die Not, und wenn diese vorläufig unabsehbar war. Darin hat er das «maßlose Armsein» wirklich auf sich genommen, von dem er vermutet hatte, daß es seine entscheidende Aufgabe sei.

Im Malte hatte er seinerzeit geschrieben: «Auswahl und Ablehnung gibt es nicht... Daß wir doch lernten, vor allem aushalten und nicht urteilen. Welches sind die schweren Dinge? welches die gnädigen?» — Nun, da er die schwersten Jahre durchlitten hatte, sollte es heißen: «Wer wagt, was uns geschieht, zu unterscheiden?» — Dieser Vers meint das gleiche wie Maltes Worte, und hat doch einen ganz anderen Klang. Die rhetorische Frage ist keine mahnende Forderung, sie ist Aussage eines Geschehenen. Die Not, die die Welt überlagert hatte, hat er bis zum Grunde seines Herzens

ausgelitten und wehrte sich nicht mehr. Er hat überstanden und hat dieses Ueberstehen wirklich geleistet.

Aber der Verzicht auf jeden selbstischen Anspruch wurde zugleich für ihn zu einer ungeahnten Freiheit. Es lösten sich alle rückwärtsgewandten Bindungen seines Gefühls, und der Beklagung des unfaßlichen Geschehens war damit weitgehend der Boden entzogen. Aus dem Umkreis seiner persönlichen Nöte und Kümmernisse war er damit endgültig herausgeraten und war frei geworden, sein Schicksal im Zusammenhang mit dem Weltgeschick zu erleben. Nun erst war er reif und bereit für die Aufgabe, für die er entschieden war: das Gewesene fortzusetzen in reinster Unbeirrtheit und unerschöpflichem Erinnern. Aus dieser großen Befreiung kam der vollkommen neue Ton, wie er rein zuerst in den Sonetten an Orpheus aufklang und wie er mit einging in die Vollendung der jahrelang als Torso liegengebliebenen Elegien. Das Glück, daß er die Elegien hatte beenden können, überstürzte ihn mit solcher Fülle, daß er selbst glaubte und weithin beteuerte, damit habe er die Krönung seines Werks geleistet und seine Aufgabe erfüllt.

Tatsächlich aber war er damit an einen neuen Anfang geraten, an einen Ursprung, der ihm unendliche neue Möglichkeiten freigab. Mit der Vollendung der Elegien hatte er diese Stufe seines Schaffens, das in der Klage begonnen hatte und in ihr befangen blieb, endgültig überwunden. Die späten und die letzten Gedichte, die ihm danach noch zu schaffen vergönnt war, sind erfüllt von jener schwebenden Harmonie, die in seltener Reinheit schon in den Orpheus-Sonetten aufgeklungen war, Ausdruck jenes vollkommenen Eingestimmtseins mit allem Leben, in der vertrauensvollen Zuversicht, mitzuwirken an dem unbeschreiblichen Bezug, als den er das Leben in der Welt und in seiner Zeit erfuhr.

Nun gibt er sich noch einmal Rechenschaft, daß seine frühere Einsicht: «Ueberstehn ist alles» — nicht ein Letztes hat sein können. Ausdrücklich nimmt er dieses Wort, das ihm so bedeutend geworden war, wieder auf und stellt es in den weiteren Umkreis:

Wunder ist nicht nur im unerklärten
Ueberstehen der Gefahr;
erst in einer klaren reingewährten
Leistung wird das Wunder wunderbar.
Mitzuwirken ist nicht Ueberhebung
an dem unbeschreiblichen Bezug;
immer inniger wird die Verwebung,
nur Getragensein ist nicht genug.
Deine ausgeübten Kräfte spanne,
bis sie reichen zwischen zweien Widersprüchen

.

Noch immer bleibt er auf dem fragenden Weg, aber dem Fragen fehlt nun das Mühevollste, das Quälende der einseitigen Klage, die sein früheres Werk noch bis zu den Elegien so weitgehend bestimmt hatte, «endlos, grenzenlos und unaufhörlich». Nun bleibt die Zuversicht in ihm wach:

Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt,
kommt irgendwann Lebendigem zugute . . .

Darin ist seine Zuversicht aufgehoben als in einem Gefühl der Geborgenheit; — er weiß sich verpflichtet und er weiß sich befugt, mitzuwirken an dem unbeschreiblichen Bezug, dem Geist der Wirrnis etwas abzurufen, was irgendwann Lebendigem zugute kommt.

Das Leben hatte ihn in eine harte Schule genommen, und er hat die Prüfung bestanden. Er lebt nicht rückwärtsgekehrt, dem unwiederbringlich Vergangenen verhaftet. Er hat sich seinem Schicksal gestellt, daß er in der dumpfen Umkehr der Welt einer der Enterbten ist, und hat es ohne Wehleidigkeit auf sich genommen. Entschlossen hat er sich entschieden, von dem Notwendigen das ihm Mögliche zu tun: Bewahrung der noch erkannten Gestalt; das Erbe, das ihm noch, als einem zwischen den Zeiten, zwischen Abbruch und Anfang, gewährt war, in seiner Weise im dichterischen Wort zu hüten und so es weiterzureichen an kommende Zeiten und Geschlechter.

Das könnte wohl der zeitlose Auftrag sein, der auch heute noch so erregend zu hören ist für die, die arglos empfänglich sind und darum Ohren haben, zu hören.